24 Illustrirtes Sonntagsblatt 1885

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Mrs. Gainsborg's Diamanten.

Aus dem Englischen von Jenny Piorkowska.

(Fortsetzung.)

„Gut, junger Mann, ich habe nichts weiter zu sagen; begleiten Sie uns morgen nach dem Landgut und bleiben Sie bei uns, bis Sie befriedigt sind, und dann — vergessen Sie nicht Ihr Versprechen."

Bei diesen Worten stand er auf und warf das letzte Stück seiner Zigarre weg.

„Gute Nacht," sagte er und streckte mir seine große, feingeformte Hand hin.

„Gute Nacht und Dank für Ihr Vertrauen, das Sie nie bereuen werden, Mr. Birchmore."

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten!" war seine ganze Antwort, als er sich, die Hände in den Rocktaschen, mit seinen eigentümlichen kurzen Schritten entfernte.

Es war mir ein Rätsel und mein Vertrauen in ihn so unerschütterlich wie in Kate selbst. Seine geheimnisvollen Winke und Warnungen vermochten nicht, mich zu beunruhigen.

Ich saß lange unter den Bäumen, rauchte und sann über meine leidenschaftliche Liebe nach, und warf hin und wieder einen Blick nach einem gewissen Fenster, hinter dessen lampenerhellter Gardine ich meinen Liebling vermutete. Dachte sie jetzt an mich? Während ich diese Frage an mich richtete und aufwärts blickte, sah ich, wie ein Schatten auf die Gardine fiel; sie wurde beiseite geschoben und das Fenster geöffnet.

Mit freudig klopfendem Herzen sprang ich auf. Halt! War das denn Kate's Gesicht? Jetzt wurden auch die Arme und Schultern sichtbar und die Gestalt stützte sich auf das Fensterbrett. Es wurde ein Schwefelholz angebrannt und ich hatte das Vergnügen, beim Scheine desselben das widerliche Gesicht von Mr. Slurk zu betrachten, wie er gemächlich seine Pfeife anzündete und auf mich herabsah.

„Gute Nacht, Herr Gainsborg!"

6.

Wir brachen am nächsten Morgen ziemlich spät auf und langten erst um vier Uhr auf dem Landhaus an.

Unterwegs hatte ich wenig Gelegenheit, mit Kate zu sprechen; ja, Slurk's Nähe, der auf dem Bock des Wagens saß und von Zeit zu Zeit über die Schultern einen Blick nach uns warf, war mir so lästig, daß jedes zärtlichere Gefühl für den Augenblick in den Hintergrund trat. Selbst Kate, trotz ihres Bemühens, heiter zu scheinen, verriet hin und wieder eine gewisse Angst und innere Unruhe, während Mr. Birchmore eine außergewöhnliche Lebhaftigkeit und Gesprächigkeit entfaltete.

Das Landhaus stand ganz einsam an einer wenig betretenen Seitenstraße in einer kleinen Ecke der Berge. Das Gebäude mit seinen vier roten Wänden, den vielen kleinen Fenstern und dem großen roten Ziegeldach mit den winzig kleinen Luken bot gerade keinen malerischen Anblick. Es stand nach deutscher Sitte dicht am Wege, aber an der Rückseite war ein großer Hof, mit großen runden Steinen gepflastert und einer hohen Mauer eingeschlossen. Die Vorderthüre diente keineswegs zum Ein- oder Ausgang. Sie war, wie ich später entdeckte, nicht nur verschlossen und verriegelt, sondern von innen thatsächlich vernagelt, und der einzige Weg, in das Haus zu gelangen, führte durch eine Seitenthür vom Hofe aus. Da dieser ebenfalls mit einem großen Thore versehen war, werden Sie begreifen, daß der Ein- und Ausgang in und aus dem Hause — so nahe es auch an der Landstraße stand — keineswegs so leicht war, wie es den Anschein hatte. Ich bemerke diese Eigentümlichkeiten, die in dieser Gegend von fünf Häusern drei besitzen, nur so nebenbei.

Birchmore's Gepäck schien schon von dem Hotel hergebracht worden zu sein; aber ein Mann in derber Bauerntracht, der sich als der Eigentümer des Hauses vorstellte, kam heraus und nahm meinen Koffer in Empfang. Ich verstand mich oder glaubte mich wenigstens auf Gesichter zu verstehen, und das Gesicht dieses Bauern flößte mir ganz und gar kein Vertrauen ein. Es war plump und mürrisch, während eine Narbe in dem einen Mundwinkel das Gesicht noch besonders entstellte. Er war bedeutend über Mittelgröße und nach der Leichtigkeit zu urteilen, mit welcher er den schweren Koffer auf die Schulter schwang, mußte er so stark sein wie August der Starke, dessen bronzene Statue den Marktplatz in Dresden beherrscht.

„Guten Morgen, Herr Richter!" sagte Slurk, den Riesen sehr freundlich grüßend. Die beiden hatten vielleicht bei früherer Gelegenheit schon Bekanntschaft miteinander gemacht. Sie schienen auf ganz kameradschaftlichem Fuße miteinander zu stehen und mochten auch gut zusammen passen.

Wir stiegen aus und wurden von Herrn Richter sehr artig empfangen.

Kate klagte über Kopfschmerzen und begab sich sofort auf ihr Zimmer, Slurk verschwand mit dem Wirte in den Wirtschaftsräumen, Mr. Birchmore begab sich auf einen kurzen Spaziergang vor dem Mittagessen und ich, auf mich allein angewiesen, beschloß ein paar längst aufgeschobene Briefe zu schreiben. In dieser Absicht stieg ich eine dunkle steinerne Treppe hinauf und ging einen langen Gang hinab nach meinem Zimmer.

Weder konnte ich damals, noch könnte ich jetzt die Einrichtung der Zimmer in diesem Hause beschreiben. Da waren mindestens drei verschiedene Korridore, die unregelmäßig durcheinander zu gehen schienen und hier und da eine ungeschickte Ecke bildeten. Infolge dessen war es fast unmöglich zu sagen, wie die Zimmer aneinander stießen. Wo der Besitzer und seine Familie schliefen, weiß ich nicht, aber ich habe Grund zu glauben, daß unsere kleine Gesellschaft, Slurk inbegriffen, in demselben Flur einlogiert war.

Als ich die Thür zu meinem Zimmer öffnete, fand ich schon jemand darin. Und zwar ein sehr hübsches junges Mädchen, offenbar die Tochter des Besitzers, die damit beschäftigt war, das Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie



Der Stummelaffe oder Colobus. (Mit Text.)

hatte meinen Koffer unter das Fenster geschoben, den Krug mit frischem Wasser gefüllt, die Fenster mit ein paar Blumen geschmückt und war jetzt dabei, eine frische Decke über das Bett zu breiten. Ich sagte, sie sei hübsch, aber bei einem zweiten Blick bemerkte ich, daß sie mehr als das war. Sie war wirklich reizend, in der anmutigen blonden Unschuld eines deutschen Bauernmädchens. Ihr dichtes Haar hatte einen leichten goldenen Schimmer, ihre Augen waren von einem so hellen, klaren Blau, wie ich es nie gesehen habe, ihre von der Sonne leicht gebräunten Wangen hatten die Farbe der Gesundheit. Ihre Gestalt war so, wie die der meisten sächsischen Bauernmädchen ihres Alters, kräftig und robust; sie trug einen einfachen Rock und Mieder und ging barfuß. Im Ganzen war sie eine sehr angenehme Erscheinung. „Guten Morgen, Herr Gainsborg,“ sagte sie ernst, als ich eintrat.

„Guten Morgen, mein schönes Kind,“ erwiderte ich galant; „da Sie meinen Namen wissen, möchte ich auch wissen, wie Sie heißen?“

„Ich heiße Christine — Christine Richter. Es ist schon eine Weile her, seit ich Herrn Gainsborg's Namen weiß,“ setzte sie hinzu.

„Wirklich! Und woher?“ fragte ich, durchaus nicht unangenehm berührt.

„Der Herr ist sehr freundlich gegen einen sehr nahen Verwandten von mir gewesen,“ erwiderte Christine mit demselben Ernste.

„So? Das freut mich zu hören! War sie eben so hübsch wie Du?“ fragte ich, indem ich es wagte, sie in so vertraulichem Tone anzureden.

Sie errötete und erwiderte: „Es war kein Mädchen — es war mein Bruder.“

„O, Dein Bruder! Und wo bin ich ihm begegnet?“

„In Paris, Herr Gainsborg.“

„In Paris! Richter! Wie, so bist Du die Schwester von Heinrich Richter, der im englischen Viertel wohnt und für den geschicktesten Juwelier in der Stadt gehalten wird?“

„Ja, mein Herr,“ erwiderte Christine, indem sie zum ersten Male lächelte und dabei ihre hübschen weißen Zähne und ein Grübchen in jeder Backe zeigte. „Mein Bruder Heinrich hat die Diamanten von der Mutter des gnädigen Herrn geschliffen und gefaßt.“

„So ist es, Christine, und zwar hat er seine Sache besser gemacht als irgend ein anderer es gekonnt hätte. Und Du bist seine Schwester! Wie kam es, daß er Dir von mir erzählte?“

„Er schrieb mir, während Sie noch in Paris waren und beschrieb mir die schönen Steine und erzählte mir, wie Herr Gainsborg ihn zu besuchen und bei der Arbeit zuzusehen pflegte.“

„Ja, jetzt erinnere ich mich auch, daß er mir erzählte, aus dieser Gegend hier zu sein, und daß sein Vater und seine Schwester hier lebten. Es that mir nur leid, daß ich ihm nicht mehr Kunden zuführen konnte. Der einzige, den ich ihm brachte, war der Herr, der auch jetzt mit hierher gekommen ist.“

„Herr Birchmore; ja, mein Bruder hat mir auch von ihm erzählt,“ sagte Christine wieder ernst; „aber er sprach weder von der jungen Dame, noch von dem Diener.“

„Ich glaube, die waren damals nicht bei ihm. Ich selbst traf erst mit ihnen zusammen, als ich nach Schandau kam.“

„Die junge Dame ist Herrn Birchmore's — Gemahlin?“

„Seine Gemahlin? Gerechter Gott, nein! Seine Tochter, natürlich, Christine.“

Christine erwiderte nichts und machte sich mit dem Ordnen im Zimmer zu schaffen.

„Wird Herr Gainsborg lange bei uns bleiben?“ fragte sie nach einer Weile.

„Wahrscheinlich so lange, wie Herr Birchmore bleibt,“ erwiderte ich leichthin.

„Und Herrn Birchmore's Tochter!“ setzte Christine mit einem mutwilligen Augenblinzeln hinzu, das nicht mißzuverstehen war.

„Du bist so schlau wie Dein Bruder, Christine,“ lachte ich und wurde wohl auch ein wenig rot. „Allerdings kenne ich sie erst seit kurzer Zeit, aber auf der Reise lernen die Menschen sich rasch kennen.“

„Ich habe gehört, daß Reisen die Leute leicht mit —“ sie stockte und sah nachdenklich auf ihre nackten Füße nieder. Dann blickten ihre blauen Augen zu mir auf und sie fragte:

„Hat Herr Gainsborg seine Diamanten bei sich?“

„Natürlich! Die verlassen mich nie.“

„In der Gegend hier möchte der Herr etwas vorsichtig sein. Einige dieser Berge und Thäler sind recht einsam. Nicht weit von hier gibt es Stellen, die viele Monate lang von keiner Menschenseele betreten werden.“

„Aengstige Dich nicht, Christinchen, ich werde vorsichtig sein,“ versetzte ich lachend, nicht wenig amüsiert, wie meine Freunde sich um mich sorgten. „Aber Du darfst nicht vergessen, daß außer Dir, Herrn Birchmore und seiner Tochter kein Mensch hier in Deutschland von der Existenz dieser Diamanten weiß, noch weniger, daß sie sich in meiner Tasche befinden!“

Christine legte den Finger auf die Lippen, wie um mich zu warnen, leiser zu sprechen. „Einer wenigstens weiß noch davon — der Diener Slurk!“ sagte sie.

„Wohl möglich,“ erwiderte ich etwas betroffen über diese Bemerkung; „und da Du, wie ich merke, einen gewissen Abscheu vor diesem Menschen hast, will ich Dir nur anvertrauen, daß er mir wie ein wildes Tier vorkommt. Aber bei alledem brauche ich ihn in der Beziehung nicht zu fürchten. Er ist, glaube ich, ein alter Diener von Mr. Birchmore, der, wenn er sich irgend einen ernsten Fehler zu Schulden kommen ließe, gewiß sofort entlassen würde.“

„Natürlich,“ war Christinens ganze Antwort.

Eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, wandte sie sich, die Hand schon auf der Klinke, noch einmal nach mir um und setzte etwas verlegen hinzu:

„Wird Herr Gainsborg heute noch einen Ausflug mit seinen Freunden machen?“

„Warum? — Ich glaube kaum.“

„Aber morgen vielleicht?“ beharrte sie, ihre blauen Augen zu mir aufhebend.

„Vielleicht,“ gab ich lächelnd zu.

„Nun denn — wenn der Herr mir vertrauen will — würde er wohl seine Diamanten hier lassen, bis er zurückkehrt?“

„Nein, Christinchen, selbst Dir kann ich sie nicht lassen, obwohl ich Dir ebenso traue wie Deinem Bruder und mir selbst. Aber Du könntest sie verlieren, und wenn sie überhaupt verloren gehen sollten, ist es immer besser, ich trage die Verantwortlichkeit als Du. Außerdem,“ fuhr ich, meinen Revolver schwingend, fort, „trage ich den stets bei mir. Aber ich danke Dir deshalb nicht minder, Christinchen; ich wollte sagen — wenn Du die Diamanten gern einmal sehen willst, zeige ich sie Dir mit Vergnügen.“

„Tausend Dank,“ sagte Christine, „aber besser, ich sehe die Diamanten nicht.“

Und mit einem sehr steifen Knix öffnete das blondhaarige Mädchen die Thür und verschwand, während ich etwas verblüfft zurückblieb.

„Das hübsche Bauernmädchen hat seinen Stolz,“ sprach ich zu mir selbst, während ich den Koffer öffnete und die Schreibmaterialien herausholte. „Sie fühlt sich wahrscheinlich beleidigt, weil ich sie nicht zum Wächter von Diamanten im Wert von dreißigtausend Pfund machen will. Mein Gott! Wenn ich mich auf Physiognomien verstehe, ist ihr Vater im stande, einem jeden um ebensoviel Groschen halber den Hals abzuschneiden. Aber was für ein unverkennbarer Schurke mein Freund Slurk sein muß, selbst in einem so unschuldigen, unverdorbenen Geschöpfe wie Christinchen ist, Verdacht zu erregen! Doch wie, wenn was daran wäre? Aber nein, es ist unmöglich! Bisweilen geschieht zwar auch das Unmögliche. Wie in aller Welt kann Birchmore aber auch einen solchen Menschen um sich leiden! Ich hatte immer ein Gefühl, als ob er all' dem Geheimnisvollen, von dem Birchmore und Kate so abhängig waren, zu Grunde lag. Wie, wenn er — aber nein!“

„Doch zu etwas bin ich entschlossen,“ fuhr ich mit mir selbst redend fort; „ich werde Birchmore noch heute nachmittag ausforschen und alles, was seinen kostbaren Diener anbelangt, von ihm herausbekommen. Es kann doch nichts schaden, die Sache aufzuklären. Es ist doch auch eine absurde Idee, sich diese einsame Gegend hier zu wählen. Ja, ich will mir heute noch Aufklärung über die ganze Angelegenheit geben lassen!“

Zu diesem weisen Entschlusse gekommen, setzte ich mich nieder zum Schreiben. Als ich nach fast zwei Stunden, des Schreibens müde, aufblickte, fiel mein Auge zufällig aus dem offenen Fenster.

Wie fast bei allen Fenstern in Deutschland schlugen auch da die Fensterflügel auf Haspen nach innen, anstatt wie bei uns in Falzen auf- und niederzugehen. Dadurch war der Fensterflügel zu meiner Linken, mit der dunklen Wand im Hintergrund, ein Spiegel für die sonnbeschienene Landschaft zu meiner Rechten, und zeigte mir, was direkt sowohl mir von meinem Platze aus als auch jedem, für den ich nicht sichtbar war, unmöglich war zu sehen.

Nun lag mein Zimmer auf der Südseite des Hauses, das mit dem Westen am Wege lag. Auf der andern Seite der Straße zog sich ein schmaler Streifen Landes hin, der mit Kohl und Kraut bepflanzt war, und darüber hinaus erhob sich die steile Seite eines Berges, auf den ein halb von Bäumen bedeckter gewundener Pfad führte. Diesen Berg und Pfad konnte ich nicht sehen, ohne mich aus dem Fenster zu biegen und nach rechts zu sehen; aber ein großes Stück davon spiegelte meine Fensterscheibe wieder und konnte dadurch von mir beobachtet werden, ohne daß ich mich von meinem Stuhle erhob.

Also, wie gesagt, als mein Auge zufällig auf diesen Spiegel fiel, sah ich zwei Personen zusammen an dem Wege, der nach dem Berge führte, stehen, und sehr lebhaft mit einander sprechen.

Es ward mir nicht schwer sie zu erkennen; es war niemand anders als Mr. Birchmore und sein Diener; soweit war nichts Besonderes an der Sache. Was mich jedoch überraschte, ja verwunderte, war das gegenseitige Benehmen der Zwei zu einander.

Ich habe bereits erwähnt, in welch' gebieterischem Ton Mr. Birchmore gewöhnlich das Wort an diesen Slurk richtete, und welch stolze Haltung er ihm gegenüber meist annahm. Aber in der jetzt stattfindenden Unterhaltung war alles anders. Dem Anscheine nach zu urteilen, hätte ich gesagt, daß Slurk der Herr, und Mr. Birchmore

der Diener sei. Ersterer gestikulierte sehr eifrig, und gab scheinbar in sehr entschiedener und gebieterischer Weise seine Befehle. Seine untersetzte häßliche Gestalt schien sich auszudehnen und ein herrisches fast drohendes Wesen anzunehmen; während Mr. Birchmore stumm und unterwürfig mit den Händen in den Rocktaschen vor ihm stand, scheinbar alle ihm gegebenen Befehle willig hinnahm, und sich nur bisweilen eine Bemerkung oder Vermutung erlaubte, der Slurk nur wenig oder voll Unwillen Achtung zollte. Beide sprachen, wie es schien, in leisem Tone; denn obwohl sie keine hundert Schritt von meinem Platze entfernt waren, konnte ich kein einziges Wort verstehen und auch nur mit größter Anstrengung ihr unverständliches Gemurmel hören. Was ich sah, genügte schon, mich mehr als stutzig zu machen.

Nach einigen Minuten gingen sie langsam den schmalen Weg hinauf und waren bald in meinem Spiegel nicht mehr sichtbar.

Aber die unerwartete Szene, von der ich Zeuge war, ging mir nicht so schnell wieder aus dem Kopfe.

Ich stand auf und schritt mit großer Unruhe im Zimmer auf und ab; ich konnte diese neue Wahrnehmung nicht mit meinen vorherigen Ideen vereinigen.

Wer und was war Slurk, und wodurch hatte er über einen Menschen wie Birchmore Gewalt erhalten? Sicherlich nicht auf natürliche Weise. Birchmore muß sich in des Andern Gewalt gegeben haben. Mit anderen Worten, Slurk mußte durch zwar unbekannte Umstände einen Druck auf Jenen ausüben. Und das war der Kummer? — das war das Geheimnis? Allerdings war es eine fatale, unangenehme Sache, aber die Hauptfrage blieb noch immer unbeantwortet. Was hatte Birchmore gethan, um Slurk eine solche Gewalt über ihn zu geben? Und hatte seine Handlungsweise, welcher Art sie auch sein mochte, seine Tochter mit darein verwickelt? Denn wie ich mich jetzt all' der Zeichen und Winke, die ich in bezug hierauf bemerkt hatte, erinnerte, kam mir unwillkürlich der Gedanke, daß Kate's Verhalten dabei mehr Interesse als nur kindliche Teilnahme mit dem Unglück ihres Vaters verriet. Sie mußte an diesem Kummer oder Unglück noch besonderen, persönlichen Teil haben. Und doch, wodurch konnte ein so erbärmlicher Schurke wie dieser Slurk Gewalt über ein so edles, makelloses junges Mädchen haben? Und welch schrecklicher Gedanke, — daß solch' ein Mädchen von seiner Gnade abhängen sollte! Je mehr ich über die Sache nachdachte, um so schändlicher kam sie mir vor. Kein Wunder, daß Vater und Tochter mich gewarnt hatten, mich von ihnen loszusagen. Ein anderer in meiner Lage würde, wenn er so viel gesehen hätte, zurückgeschreckt sein und seine Absicht aufgegeben haben, aber das lag nicht in meinem Charakter. Ich war mehr als je entschlossen, das Abenteuer zu Ende zu führen und mein eigenes Ziel zu erreichen. —

Nach reiflichem Ueberlegen änderte ich jedoch meine Absicht, Mr. Birchmore über seinen Diener auszufragen. Es war ziemlich klar, daß er nicht in der Lage war, mir Aufschluß über denselben geben zu können. Ich wußte ja bereits alles außer den Einzelheiten, und diese Einzelheiten mußte ich von Kate erfahren. —

Ich machte meine Briefe fertig, und da es inzwischen fast sieben Uhr geworden war, ging ich zum Abendessen hinunter.

7.

Kate aber erschien nicht zum Abendessen. Mr. Birchmore und ich wurden von Christine bedient, während wir Slurk und den Wirt von der Küche her sprechen hören konnten.

Meine Unterhaltung war natürlich etwas gezwungen; Mr. Birchmore sprach sehr viel über einen Ausflug, den er am nächsten Morgen beabsichtigte, aber ich schenkte seinen Bemerkungen nicht die rechte Aufmerksamkeit. Einmal jedoch bemerkte ich, wie Christinen's Blick auf mir ruhte, und ich mußte lächeln, als ich ihrer Warnungen betreffs der vermeintlichen Gefahren auf einsamen Herumstreifereien gedachte.

Nach dem Essen fühlte ich mich unruhiger denn je. Mr. Birchmore bot mir eine Zigarre an, aber ich war weder in der Laune zu rauchen, noch fühlte ich mich in seiner Gesellschaft behaglich, bis mir die Dinge etwas klarer sein würden. Ich verließ ihn deshalb und wanderte ziellos ein Stück Weges vom Hause fort.

Es war eine klare, mondhelle Nacht und die Luft fast drückend warm. Gegen neun Uhr kehrte ich endlich in das Haus zurück. Mr. Birchmore hatte sich, wie es schien, zurückgezogen; Christine war nirgends zu sehen; so ließ ich mir eine Lampe von dem mürrischen Wirte geben und fand ohne große Schwierigkeit den Weg nach meinem Zimmer.

Die Wärme im Hause war noch drückender als draußen im Freien. Ich öffnete beide Fenster und zog mein Bett zwischen dieselben und setzte den Tisch mit der Lampe nahe an das Kopfende des Bettes.

Rock und Weste hatte ich bereits abgeworfen und über die Tischecke gelegt. Die Diamanten waren noch in der Rocktasche; ich wollte sie, bevor ich schlafen ging, herausnehmen und sie unter mein Kopfkissen oder an einen ähnlichen sichern Platz legen. Auch meinen Revolver legte ich neben die Lampe. Darauf nahm ich ein Buch aus meinem Koffer, schob den Riegel vor die Thüre, stützte mich auf den Bettrand und fing an zu lesen.

Ich konnte jedoch meine Gedanken nicht auf das Buch konzentrieren. Erst wanderte meine Aufmerksamkeit, dann auch meine Augen fort und ich fing an mit flüchtigem wunderlichem Interesse alle Einzelheiten des Zimmers zu betrachten. Ich erinnere mich derselben jetzt sehr genau. Die Wände waren einfach dunkelgrün gemalt, die Höhe des Zimmers betrug etwa acht Fuß. In der einen Ecke stand ein großer viereckiger Porzellanofen. Den beiden Fenstern gegenüber war ein großer Spiegel, aus drei Stücken bestehend, angebracht, der alles, was er wiederspiegelte, verdrehte und verunstaltete. Dem Spiegel gegenüber zwischen den Fenstern stand ein einziger Waschtisch und daneben ein gradbeiniger Stuhl — mit einem Wort, das Zimmer entbehrte jedes Luxus, jedes Zierats. Wie ich mich auf den kleinen Tisch mit der Lampe stützte, war die Thüre hinter mir, aber den einen Flügel derselben mit der zerbrochenen schwarzen Porzellanklinke und dem von mir vorgeschobenen Riegel konnte ich im Spiegel sehen.

Ich war nichts weniger als schläfrig und die Hitze und die lästigen Mücken und Käfer, die das Licht durch das Fenster anzog, hätten mich, selbst wenn es mich danach verlangt hätte, nicht schlafen lassen. Um die Insekten los zu werden, löschte ich schließlich die Lampe aus; der Mond schien so hell in das Zimmer, daß ich fast hätte dabei lesen können. Ich schloß jedoch das Buch, faltete meine Hände unter dem Kopf und gab mich meinen Gedanken hin. Kein Laut ließ sich hören als das leise Ticken der Uhr in meiner Westentasche und das schwache Rauschen des Kopfkissens, wenn ich atmete. Das helle Mondlicht schien die Stille noch zu erhöhen — die Nacht, das Haus, alles schien stumm und aufmerksam zu lauschen, und endlich bemerkte ich, daß ich selbst aufmerksam lauschte! auf was? ich konnte es nicht sagen, doch nichtsdestoweniger lauschte ich aufmerksam.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gewiegter Verbrecher.

Den Mitteilungen eines Beamten nacherzählt.

Von Chr. Kimmich.

Ich saß mit meiner Familie zu Tische. Wir hatten eben unser einfaches Mahl verspeist, als es draußen an die Thüre klopfte. Aergerlich über die unwillkommene Störung während meiner einzigen Erholungsstunde — ich war nämlich an einer kleineren, aber dennoch stark frequentierten, zunächst der Residenz gelegenen Bahnstation Vorstand, Postexpeditor und Telegraphist in einer Person — rief ich in mürrischem Tone: „Herein". Die Thüre öffnete sich ungefähr ein Dritteil und in der entstandenen Oeffnung zeigte sich die Gestalt eines Mannes. Auf dem gedrungenen Körper desselben saß ein eckiger Kopf mit vollem, rundem Gesicht; aus demselben blickten ein Paar stahlgraue Augen mit harmlosem, treuherzigem Ausdruck. Nur die Nase des Mannes schien mir verdächtig; sie war nämlich merkwürdig spitz und sehr stark gerötet; die äußerste Spitze spielte sogar in's Blaue.

„Ich störe, wie ich sehe," redete mich der Eintretende in bescheidenem, fast unterwürfigem Tone an.

„Bitte, treten Sie näher," entgegnete ich; nun er einmal da war, wollte ich ihn auch so rasch wie möglich abfertigen, um nicht später durch ihn im Dienst gestört zu sein.

„Aber wenn ich im mindesten ungelegen komme, so bitte ich den Herrn Inspektor, mir nur die Zeit zu bestimmen, zu der ich vorsprechen kann," entgegnete der höfliche Mensch.

„Nein, nein, tragen Sie immerhin Ihr Anliegen vor, aber rasch, wenn ich bitten darf." Der Fremde trat, nachdem er die Thüre geräuschlos hinter sich ins Schloß hatte fallen lassen, mit einigen tiefen Verbeugungen näher.

„Und Sie wünschen?" fragte ich, um ihn endlich zum Reden zu bewegen, da meine Zeit kurz gemessen war.

„Ich habe erfahren, daß hier die Stelle eines Bureaudieners zu besetzen ist; da ich nun schon öfters derartige Stellen begleitete und gegenwärtig stellenlos bin, so möchte ich den Herrn Inspektor . . ."

„Bitte, ich bin hier nur Stationsvorstand," unterbrach ich ihn.

„Den Herrn Vorstand unterthänigst bitten, mir die Stelle zu übertragen," vollendete er seine Anrede.

Ich bedurfte allerdings eines Bureaudieners; der Mann, der die Stelle seit langen Jahren begleitet hatte, war an einem Schlaganfall gestorben und einen passenden Ersatz konnte ich seither, trotz des ganz anständigen Gehaltes, nicht finden. „Haben Sie Papiere?" fragte ich, indem ich den Mann noch einmal genauer betrachtete.

„Zu dienen," gab er zurück und holte ein sorgfältig umwickeltes Paketchen aus seiner Rocktasche hervor. Ich untersuchte seinen Inhalt, der sich als ein kaum noch kenntlicher Militärpaß und einige ebenfalls stark mitgenommene Zeugnisse über frühere Dienstleistungen entpuppte. Aus den letzteren Papieren ersah ich, daß der Fremde bereits die Stelle eines Kassendieners, Kolporteurs, Kutschers, ja sogar eines Küsters begleitet hatte. Sämtliche Papiere aber lauteten zum mindesten auf das Prädikat „gut gedient".

„Haben Sie noch nie in einem Stationsgebäude Dienste ge-

leistet?" fragte ich. Der Fremde verneinte die Frage. „So verstehen Sie auch nicht mit dem Telegraphenapparat umzugehen, das heißt die Batterie und den Apparat in Ordnung zu halten?"

„Leider habe ich hievon keine Ahnung," entgegnete er; „doch denke ich, mit gutem Willen und Fleiß wird sich das leicht erlernen lassen."

„Ich hoffe es und engagiere Sie hiemit, vorläufig auf eine zweimonatliche Probezeit, vorausgesetzt daß Ihnen der Gehalt genügt." In den stahlgrauen Augen des Fremden leuchtete es vor unverhohlener Freude so gewaltig auf, daß ich ihn verwundert betrachtete.

„Die Anstellung scheint Ihnen sehr willkommen zu sein," sagte ich.



Das Battisterio in Florenz. (Mit Text.)

„O ja," entgegnete er warm, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie wohl man sich fühlt, nach beinahe halbjährigem heimatlosem Umherwandern ein Plätzchen gefunden zu haben, auf dem man zu Hause ist. Ich werde bestrebt sein, den Dank, den ich Ihnen schulde, durch Fleiß und Wohlverhalten abzutragen."

„Ihre Ausdrucksweise läßt auf einen Grad von Bildung schließen, der in den niederen Sphären nicht immer zu finden ist, Sie haben wohl nicht immer solche untergeordnete Stellungen begleitet?"

Der Fremde lächelte ein wenig. „Mein Vater war allerdings ein vermögender Mann und ließ mich schon als Knabe gute Schulen besuchen; eines Tages jedoch nahm die ganze Herrlichkeit ein Ende; das Haus machte Bankerott und der junge Springinsfeld mußte hinaus in die Welt, in der er alsdann tüchtig umhergeschüttelt und gerüttelt wurde. — Ein bischen Schliff mag dann wohl an ihm hängen geblieben sein."

„Können Sie morgen frühe den Dienst antreten?"

„Gewiß! Das Nötigste führe ich in einem kleinen Koffer bei mir und eine Wohnung werde ich wohl im Lauf des Nachmittags auch finden."

„So kommen Sie früh um sieben Uhr auf mein Bureau, ich werde Sie alsdann mit Ihren täglichen Verrichtungen bekannt machen."

Reichmann — so nannte sich mein neuengagierter Bureaudiener — entfernte sich hierauf unter zahlreichen Verbeugungen, um am andern Morgen pünktlich einzutreffen. Als ich ihn in seine Geschäfte einführte, zeigte er sich sehr aufmerksam und schon nach einigen Tagen konnte ich ihm das Zeugnis eines pflichttreuen, fleißigen Menschen ausstellen. Besondere Sorgfalt bewies er beim Reinigen und Instandhalten der Telegraphenapparate. Nach kurzer Zeit wußte er nicht allein ganz genau, wann die Batterie erschöpft, das Gewicht mangelhaft eingehängt und der Papierstreifen zu Ende war, sondern er horchte auch auf, wann die Station gerufen wurde und benachrichtigte mich davon. Ja er ließ sich die Sache so angelegen sein, daß er alte reponierte Papierstreifen studierte, um, wie er sagte, auch hinter dieses Teufelsding zu kommen. Es machte ihm auch ein ganz besonderes Vergnügen, zuzuhören, wann der Apparat bei fremden Depeschen mitklapperte. „Ich gäbe hundert Thaler darum," sagte er einmal lachend, „wenn ich wüßte, was sich die da immer mitzuteilen haben."

In dem Raum, in dem telegraphiert wurde, hielt er sich überhaupt sehr gerne auf. Er hatte sich eine alte Bank dorthin geschafft, auf der er sein Mittagsmahl, das ihm aus dem Städtchen hergesendet wurde, verzehrte und dann gewöhnlich noch eine Stunde der Ruhe pflegte. Mir war das angenehm; ich konnte mit Ruhe mein Mittagsmahl einnehmen, da er mich benachrichtigte, wenn etwa der Apparat die Station rief.

Eines Mittags trat ich früher als gewöhnlich bei ihm ein und gewahrte mit Staunen, wie Reichmann, vor dem in Thätigkeit begriffenen Apparat sitzend, abwechslungsweise mit einem Bleistift auf ein vor ihm liegendes Stück Papier schrieb, dann wieder anscheinend aufmerksam dem Hämmern des Apparates lauschte. Er hatte mein Eintreten nicht beachtet und ich hatte ihm bereits eine Weile zugeschaut, als er seinen Blick nach mir wandte. Erschrocken sprang er auf und steckte das Papier zu sich; in seinen grauen Augen blitzte es einen Moment so unheimlich auf, daß ich unwillkürlich einen Schritt zurückwich; dann aber senkten sich seine Lider wieder tief darüber und sein Gesicht nahm einen bittenden Ausdruck an.

„Was machen Sie da?" fragte ich ihn strenge; ein unbestimmter Verdacht stieg plötzlich in mir auf, der jedoch ebenso rasch wieder verschwand, als ich in das vor aufrichtiger Reue fast zerfließende Antlitz blickte.

„O bitte, seien Sie mir nicht böse," sagte er in bittendem Tone; „das geheimnisvolle Ding dort besitzt einen solchen Reiz für mich, daß ich ihm nie genug zuhören kann. Gott, welche Mühe muß es kosten, bis ein Mensch das in seinem Kopf drinnen hat; ich glaube, ich brächte es in den meinigen während meines ganzen Lebens nicht hinein."

Er schüttelte bei den letzten Worten mit solch blödem, einfältigem Lächeln das Haupt, daß ich ihm gerne glaubte. Ich gab ihm hierauf einen Auftrag, infolge dessen er sich entfernte. Am Apparat war

alles in Ordnung, die Depesche war eine durchgehende gewesen, der Apparat hatte nur mitgeklappert. Welch anderer Grund sollte auch



Mutterglück. (Mit Text.)

den Mann, der kaum das Alphabet verstand, an den Apparat getrieben haben, als verzeihliche Neugierde?

Reichmann war nahezu zwei Monate in meinen Diensten, als ich eines Abends nach Feierabend zufällig an dem einsamen Wirtshause zum „goldenen Hahnen" vorbeischritt. Das Gastzimmer des Hauses lag so niedrig, daß man durch seine Fenster leicht sein ganzes

Innere überblicken konnte. Der Wirt war eben im Begriff, die Lichter anzuzünden, als mein Blick auf die beiden einzigen Gäste fiel, die augenblicklich das Lokal frequentierten. Wer beschreibt meine Ueberraschung, als ich in den beiden meinen Bureaudiener Reichmann und den reichen Bankier Aaron Löb erkannte; der letztere war mir von meinem längeren Aufenthalt in der Residenz her ziemlich gut bekannt. Ich traute meinen Augen nicht und trat deshalb etwas näher an das Fenster. Ich hatte mich nicht getäuscht, sie saßen beide leibhaftig dort und in welch vertraulicher Stellung: Aaron Löb legte seinen rechten Arm auf die Schulter Reichmanns, welcher emsig auf einem Blatt Papier schrieb. Nun kam der Wirt und zog die Vorhänge hinter den Fenstern zusammen, so daß mir der Einblick verwehrt blieb. Ich trat in den Schatten eines gegenüberstehenden Baumes, um zu sehen, ob die beiden wohl noch lange beisammen bleiben würden. Der Gedanke stieg in mir auf, daß Reichmann nicht der einfältige, harmlose Mensch sei, als den er sich gab; unwillkürlich mußte ich an den Blick denken, den er auf mich warf, als ich ihn kürzlich am Apparat überraschte. Nach ungefähr einer Viertelstunde erschienen die beiden, in Begleitung des Wirts, der ihnen leuchtete. Im Hofe des Hauses ertönte Pferdegewieher, gleich darauf erschien, geführt von einem Knecht, ein bespannter, eleganter Einspänner. Aaron Löb drückte Reichmann die Hand zum Abschied, dann bestieg er seinen Wagen und fuhr in scharfem Trab davon; auch Reichmann entfernte sich. Die Neugierde, näheres über die Zusammenkunft der beiden zu erfahren, wurde in mir rege und, nachdem ich noch eine Viertelstunde zugewartet hatte, trat ich im „goldenen Hahnen“ ein. Der Wirt betrachtete mich etwas scheu, da ich ihm augenscheinlich nicht bekannt war; ich war erst kurze Zeit im Städtchen und hatte sein Lokal noch nie betreten. Als ich jedoch eine Flasche Wein bestellte und ihn einlud, ein Glas mit mir zu trinken, wurde er gesprächig. Nach einer halben Stunde wußte ich bereits, daß Reichmann nahezu jeden Abend in seinem Hause mit Löb zusammentreffe und daß sie sich immer sehr viel zu sagen hätten. Wenn letzterer einmal nicht erscheine, so mache sich Reichmann regelmäßig selbst noch auf den Weg nach der nur eine Stunde entfernten Residenz.

Diese Mitteilung gab mir sehr viel zu denken. Was hatten sich wohl die beiden jeden Abend so Wichtiges mitzuteilen? Wie kam überhaupt der reiche Löb dazu, mit meinem Bureaudiener zu verkehren? — Löb stand allerdings bezüglich seiner moralischen Eigenschaften nicht im besten Rufe; er war ein Gründer ersten Ranges, besaß jedoch vor vielen anderen Sterblichen, infolge seiner Spekulationen, den Vorzug, enorm reich zu sein.

Auf dem Heimwege beschloß ich, vorläufig gegen Reichmann zu schweigen, ihn jedoch um so strenger zu beobachten.

Wider alles Erwarten durchkreuzte Reichmann selbst schon am folgenden Tag meinen Plan. Er bat nämlich, am selbigen Abend eine Stunde früher das Geschäft verlassen zu dürfen, um seinen „alten Schulfreund“ Aaron Löb in der Residenz besuchen zu können. Löb sei ein sehr menschenfreundlicher Herr, gab er weiter auf mein Befragen an, der frühere Bekannte und Freunde nicht vergesse, trotzdem er jetzt so „unsinnig“ reich geworden sei. Sie seien beide einst zusammen in die Fremde gewandert, gleich verlassen und arm; Löb sei jetzt ein reicher Mann und er habe nicht „wo er sein Haupt hinlegen könne“. Nur das eine freue ihn noch, daß Löb nicht über ihn wegsehe, sondern ihn von Zeit zu Zeit besuche, so auch gestern abend, wo er ihn dann auf heute abend in sein Haus geladen habe. „Ich glaube, er will mich auch das Gründen lernen,“ schloß er lachend.

Ich war wieder einigermaßen beruhigt. Hätte dem Verkehr der beiden ein schlimmes Motiv zu Grunde gelegen, so hätte mir Reichmann nicht die ganze Sache unaufgefordert mitgeteilt. Nichtsdestoweniger aber beschloß ich diesen genau zu überwachen, was jedoch nur zur Folge hatte, daß ich mich über den Eifer, mit dem er seinen Geschäften oblag, und seine Beflissenheit, stets zu meinen Diensten gegenwärtig zu sein, wundern mußte. Das Telegraphenbureau blieb nach wie vor sein Lieblingsaufenthalt.

Wieder war ein Monat verstrichen. Reichmann's Probedienstzeit war abgelaufen und er mit gegenseitiger vierteljähriger Kündigung dauernd engagiert. Eines Abends saß ich in meiner Stammkneipe hinter einem Glase Bier, als sich mir ein Fremder zugesellte, der sich als Gutsbesitzer Thümling aus der Provinz vorstellte. Der Fremde war äußerst redselig und erzählte mir viel von seinen Schafen, landwirtschaftlichen Maschinen, der vorzüglichen Rasse seiner Pferde und dem ewigen Mangel an guten Knechten. So unangenehm mir auch sein Gerede war, konnte ich mich doch anstandshalber nicht eher von ihm entfernen, bis wir beide schließlich noch die einzigen Gäste im Lokal waren; dann aber gab ich ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß mir seine Thematas außerordentlich gleichgültig seien, da ich nichts von ihnen verstehe.

„Dann geht es uns beiden wohl gleich,“ sagte er hierauf mit einem satyrischen Lächeln, „und Sie gestatten, daß ich mich Ihnen nochmals vorstelle: Ich bin der Kriminalkommissär Plochmann aus der Residenz, auf einer Dienstreise begriffen und möchte nun gerne als Beamter zu Ihnen, dem Beamten, reden. Kallmaier ist wieder los!“

Man kann sich denken, wie überrascht ich bei dieser plötzlichen Enthüllung war. „Ist er aus dem Zuchthaus entlassen? — Treibt er sich am Ende gar in der Gegend hier herum?“ fragte ich.

(Schluß folgt.)

Die Marienburg,

das Hochschloß der deutschen Ritter.

Von Emil König. (Schluß.)

Das edelste Juwel in diesem Kranze architektonischer Zierden ist der berühmte Konvents-Remter, welchen Schnaase mit folgenden Worten schildert:

„Es ist ein länglicher Saal, durch hohe, spitzbogige Fenster beleuchtet, in welchem drei schlanke Granitsäulen ein Palmgewölbe tragen, das an Leichtigkeit und Eleganz alles übertrifft, was die gotische Baukunst aller Länder in ihren schönsten Werken geleistet hat. Von den zarten Pfeilern im kühnen Schwung aufsteigend, und beim Durchblick von verschiedenen Standpunkten die mannigfaltigsten Durchschneidungen gewährend, trägt das Gewölbe den Charakter ritterlicher Gewandtheit und Eleganz und zugleich den der Strenge und Einfachheit ohne jede Spur des Ueppigen und Weichlichen.“

Unmittelbar an den Konvents-Remter schließt sich in dem Burghof das „mittlere Schloß“, die prachtvolle Residenz der mächtigen Territorialherren, in welcher die Ueppigkeit des fürstlichen Lebens die Strenge des geistlichen Kriegerstandes bereits verdrängt hat. Wir finden in diesem Teile des Baues Wohnzimmer und Versammlungssäle des Ordens und seiner Gebieter. Im oberen Stock befindet sich zunächst eine Vorhalle, deren Gewölbe zerstört und vor etwa 54 Jahren nicht durchaus in dem reinen Stile des ganzen Baues restauriert worden sind, es vermutlich aber in nicht zu ferner Zeit noch werden.

Das große Fenster an der Ostwand ist in Glasmalerei mit den lebensgroßen Gestalten der Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen und Michael Küchmeister von Sternberg geschmückt. Die eine nach der Nogat gehende Seitenwand durchbricht ein zierlich und fein komponiertes System von hohen gotischen Fenstern, welches diesen Teil der Wand vollständig auflöst. Aus dieser Vorhalle gelangt man in „Meisters großen Remter.“ In diesem empfing der Hochmeister seine Würdenträger, die Gesandten fremder Mächte und hier fand fürstliche Bewirtung statt. Das hohe feinfaltige Gewölbe schwingt sich von einem einzigen Pfeiler in der Mitte in schlankem Rippengerüst auf und senkt sich leicht und klar zu den Wänden nieder. Diese sind ebenfalls aufgelöst durch Fenstersysteme, welche durch ihre Glasmalerei ein mildes Licht über den Raum ausströmen, das nur schwach in die Falten des Gewölbes dringt. Die Rückenwand ist ausgefüllt durch einen riesigen Kamin und einen Schenktisch. In dem Mantel des Kamins steckt noch die steinerne Kugel, welche Wladislaus Jagello, König von Polen, im Jahre 1410 bei der Belagerung der Marienburg nach dem großen Mittelpfeiler schießen ließ in der Absicht, den Meister mit seinem versammelten Kapitel unter den zusammenstürzenden Gewölben zu begraben. Glücklicherweise verfehlte die Kugel um wenige Zoll ihr Ziel und steckt noch als ein Denkzeichen im Kamin.

„Meisters kleiner Remter“ ist die zweite Halle in dieser Reihe von Prachtgemächern. Er diente als einfacher Empfangs- und gewöhnlicher Speisesaal und ruht ebenfalls auf einem Pfeiler, von dem ohne jeden Ansatz und ohne Kapitäl das Palmengerüst des Gewölbes in fünfrippigen Gurten aufsteigt. „Meisters Stube“ und „Meisters Gemach“ waren für den persönlichen Gebrauch des Hochmeisters bestimmt. Das prachtvolle Sterngewölbe dieses Wohnzimmers ist neu. In der polnischen Zeit waren hier Wohnungen eingerichtet, die erst bei der Restauration, um welche sich besonders der Burggraf von Schön verdient gemacht, verschwunden sind. In diesen herrlichen Palasträumen, in denen bei aller Ueppigkeit der künstlerischen Ausschmückung der würdige Ernst des Stils überall vorherrscht, feierte die Provinz Westpreußen am 12. und 13. September 1872 das Fest ihrer Wiedervereinigung mit Preußen, bei welcher Gelegenheit in Meisters großem Remter Kaiser Wilhelm die Huldigung der Stände entgegennahm und im Konvent-Remter die Vertreter der Provinz mit ihren Gästen und Damen sich zu einem Abendfeste und am anderen Tage zum feierlichen Mahl vereinigten. Den Grundstein zu dem Denkmal des preußischen Königs Friedrich II. legte der Kaiser auf der schönen, baumgeschmückten Esplanade zwischen dem Schloß und der Eisenbahn. Das Denkmal ist von Siemering ausgeführt und am 9. Oktober 1877 enthüllt worden. Den Sockel umgeben die vier Hochmeister: Hermann von Salze, Siegfried von Feuchtwangen, Winrich von Kniprode und Albrecht von Hohenzollern.

Die „Vorburg“, eine aus massiven Mauersteinen aufgeführte Befestigung mit Wehren und Türmen, schützte das Schloß. Das Haupthaus wurde, wie schon erwähnt, von dem Hochmeister und

seinen fünf „Gebietigern“, den Komthurn bewohnt. Diese teilten sich in die Verwaltung des Landes. In einigen angrenzenden Gebäuden der Burg wohnten die Ritter; andere Gebäude dienten zu Wirtschaftsräumen, zu Wohnungen für die Dienerschaft, Stallungen, Hospitälern und zur Aufnahme alles dessen, was der fürstliche Hofhalt des Hochmeisters erforderte. Die im „Remter“ stattfindenden, wichtigen, die Ordensangelegenheiten betreffenden Zusammenkünfte hießen „Kapitel“.

Dem gewählten Hochmeister war die oberste Leitung anvertraut, jedoch unter Kontrolle der Kapitel. Unter ihm bestand ein Landmeister für Preußen und einer für Livland, ferner ein Deutschmeister in Mergentheim, der die Verbindung des Ordens mit dem Reiche unterhielt. Die übrigen Aemter waren der Großkomthur oder Vizehochmeister, der Marschall oder Feldherr, der Spittler, Aufseher der Krankenpflege nach der ursprünglichen Bestimmung des Ordens, der Trappirer oder der Waffen- und Kleidermeister, und der Treßler (tresorier) oder Schatzmeister. Eine Menge Komthure hatten die einzelnen Distrikte zu verwalten. Die Ritter, zur Zeit der höchsten Blüte noch nicht 2000, lebten ehelos in gemeinschaftlichen Häusern. Ihre Verfassung war rein aristokratisch, ihre allgemeine Versammlung, das General-Kapitel, hatte die höchste Gewalt. Wer in den Orden aufgenommen werden wollte, mußte ein dreifaches Gelübde ablegen.

Zunächst sollte der Eintretende sich jeden weltlichen Besitzes entäußern, also arm sein; denn das, was er zum Lebensunterhalt gebrauchte, erhielt er vom Orden.

Sodann mußte er ein tadelloses, nur den kirchlichen und Streiterdiensten gewidmetes Leben führen, keusch und fern von jedem Verkehr mit der Welt und ihren Genüssen bleiben und die strengste Verschwiegenheit über die Ordensangelegenheiten bewahren. Endlich war er verpflichtet, den Befehlen der Oberen und den Ordensgesetzen unbedingt zu gehorchen. Jede Uebertretung einer Anordnung wurde streng, gewöhnlich mit Einschließung bei Wasser und Brot, bestraft.

Nach Ablegung des feierlichen Gelübdes empfing der zum Ritter Geschlagene in Gegenwart des ganzen Konvents den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, das Schwert und den Segen des Ordensgeistlichen, worauf er als vollberechtigtes Mitglied des Ordens betrachtet wurde.

Sein Leben sollte fortan in Entsagung und Uebung brüderlicher Liebe, gepaart mit christlicher Milde und Demut bestehen. In Intervallen von drei Stunden — bei Tag und Nacht — rief die Glocke der Kapelle zum Gebet; welchem Mahnruf jeder Ritter, der höchste wie der geringste, ungesäumt Folge leisten mußte.

Anfangs wurden nur Edelleute in den Orden aufgenommen; mit der Zeit traten jedoch auch Männer bürgerlicher Abkunft in seine Dienste, die sich teils als „Halbbrüder“ der Besorgung häuslicher Geschäfte unterzogen, teils als „dienende Brüder“ im Kriegsdienste verwandt wurden und sich dabei in der Kleidung wesentlich von den Rittern unterschieden.

Der Orden wollte nicht allein das Christentum in heidnische Länder tragen und sie erobern, sondern auch deutsches Wesen verbreiten. Deshalb rief er deutsche Bürger und Handwerker ins Land, daß sie Städte gründeten und schenkte ihnen große Rechte und Freiheiten; auch Bauern wurden gerne aufgenommen und ihnen mancherlei Gerechtsame zugestanden, und es gereicht dem Orden gewiß zur höchsten Ehre, zur Zeit des Raubrittertums, während in Deutschland die Bauern zu Leibeigenen erniedrigt und die Warenzüge der Kaufleute von Strauchrittern ausgeraubt wurden, das Bürgertum und den Bauernstand geschützt, Handwerk und Verkehr befördert, Landstraßen angelegt, die Weichsel eingedämmt und die fruchtbaren Weiden, die Weichselniederungen, deren Bauern große Reichtümer erwarben, geschaffen zu haben.

Besonders unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode entfaltete sich der Reichtum des Landes und seiner Bewohner zu hoher Blüte. Winrich von Kniprode, umsichtig, edel und in väterlicher Fürsorge auf das Wohl seiner Untertanen bedacht, hat durch weise Verwaltung seinem Namen für alle Zeiten ein ehrendes Denkmal gesetzt.

Der Orden selbst verwaltete seine Besitzungen auf das gewissenhafteste und scheute sich auch keineswegs Handel zu treiben, ja wir finden unter der Ordensherrschaft sogar die Anfänge unserer heutigen modernen Posteinrichtungen (die, wie wir an anderer Stelle unseres Journals nachweisen werden, nicht, wie vielfach behauptet wird, in Frankreich zu suchen sind). Den Hansestädten leistete er Beistand gegen Seeräuber und gegen die skandinavischen Könige, demütigte dieselben, nahm Gothland in Besitz und beherrschte mit seiner Flotte das baltische Meer.

Mit dem Verfall des deutschen Reiches sank indessen auch der Orden von seiner Höhe mehr und mehr herab. Einzelne Kaiser verrieten ihn wiederholt an die Polen, und die deutschen Fürsten blieben gleichgültig gegen das hart bedrängte Ordensland. In der Heldenschlacht bei Tannenberg (1440) erlag das Ordensheer der Uebermacht der vereinigten Polen und Litthauer. Es fochten 60,000 Deutsche gegen 160,000 Feinde. Bereits hatte das Ordensheer auf dem einen Flügel gesiegt, als die unzufriedenen Parteien verräterischer Weise dasselbe verließen. Diese Schmach wollten die Ritter nicht überleben und bald deckten die Leichen von 40,000 tapferen Deutschen die Wahlstatt. Darauf verkauften Söldlinge die Marienburg an den Polenkönig; der Hochmeister aber behauptete dagegen mit Hilfe des tapferen Bürgermeisters Bartholom. Blum die Stadt Marienburg noch drei Jahre hindurch, mußte sich dann jedoch unterwerfen und Lehnsmann des Polenkönigs werden, welcher den treuen Bürgermeister Blum enthaupten ließ.

In den Räumen des herrlichen Hochmeisterschlosses hausten nunmehr polnische Statthalter mit ihren Starosten (Edelleuten), und im Ordenslande wirtschafteten seitdem die Polen furchtbar. Deutsche Sprache und Sitte wurden unterdrückt; die Felder verwilderten, ganze Dörfer verschwanden, die Städte verkümmerten, und Verarmung und Rechtlosigkeit nahmen überhand.

Im Jahre 1455 verlegte der Hochmeister seine Residenz nach Königsberg, weil er in Ostpreußen unabhängiger Fürst bleiben konnte. Mit der Macht des Ordens war es indessen für immer vorbei. In der Not wählte er zuletzt einen hohenzollernschen Prinzen zum Hochmeister, und von da ab tritt die Geschichte des Ordenslandes in eine neue Phase und fällt bald mit der von Kurbrandenburg und der Hohenzollern zusammen. Später, als Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, Herr von Preußen geworden war, besiegte er als Verbündeter der Schweden in dreitägiger Schlacht die Polen bei Warschau und machte Preußen von Polen unabhängig, so daß sich schon sein Nachfolger in Königsberg zum „König in Preußen“ konnte krönen lassen, und noch in demselben Jahrhundert erhob Friedrich II. das junge Königreich zur europäischen Großmacht.

Das Ordensland ist somit die Wiege des heutigen Königreichs Preußen, dem, hundert Jahre nach der Wiedervereinigung Westpreußens mit demselben, die Kaiserkrone des neuerstandenen deutschen Reiches übertragen wurde.

Gewaltig hat somit der Orden in der Geschichte das Seine zur Erstehung des neuen deutschen Reiches beigetragen. Darum, Ehrfurcht vor jenem erhabenen Bauwerk, dem stummen Zeugen verrauschter Jahrhunderte, das da in stolzer, majestätischer Schöne mit seinen Zinnen und Türmen in die weiten, gesegneten Lande, über das Niederungsdelta zwischen Weichsel und Nogat und auf die Bergzüge der Danziger und Elbinger Höhe, schaut. Die thatenreiche, fast halbtausendjährige Geschichte des Ordens ging an seinen mächtigen Mauern vorüber; sie sahen Reiche erstehen und vergehen, schauten die Wiedererstehung des Deutschen Reiches und als dessen ersten Kaiser, seinen König, den König des Ordenslandes, gekrönt.

Bald wird auch die Marienburg ihrer künstlerischen Vollendung entgegengeführt sein und in vollendeter Schöne kommenden Geschlechtern immerdar Zeugnis ablegen für die Tüchtigkeit des preußisch-deutschen Volkes. Möge sie, die alte Ordensburg, die vor Jahrhunderten wie für die Ewigkeit erbaut, sein und bleiben das stolze Hochschloß, der Hort und die Warte deutscher Gesittung, Sprache und Volkstums!

Lossprechung.

Lege ab nun deine Lasten,
Ja, du Müde, du darfst rasten;
Ruhe aus auf deiner Bahn,
Ja, du hast genug gethan!“

In das unruhvolle Streben,
In der Sorge wilden Drang,
In die Angst der dumpfen Sinne
Mir dein frommes Wort erklang.

Und der Schmerz begann zu schwinden,
Wieder Frieden konnt ich finden;
Sanfte Ruhe mich beglückt,
Weil kein Vorwurf mich mehr drückt.

Denn du hast ihn weggenommen,
Hast befreit die bange Brust,
Hast für meinen Gram zu finden
Auch den rechten Trost gewußt.

Und ein Mut, den nichts erschüttert,
Wie aus Wolken, wann's gewittert,
Siegend d'rauf die Sonne glüht,
Stärkt und füllet mein Gemüt.

Will die alte Unrast kommen
Und der böse Schmerzenswahn —
Hör' ich deine Stimme flüstern:
„Still, du hast genug gethan!“

K. Labacher.

Unsere Bilder.

Der Stummelaffe oder Colobus. Unter den afrikanischen Schlankaffen gibt es eine Familie, welche besonders im äquatorialen Ost-Afrika häufig vorkommt und mehrere sehr schöne und interessante Arten umfaßt. Dies ist die Familie der Stummelaffen oder Colobus, zu denen der schöne, mit einem Haarmantel behangene abessinische Guereza, der Bärenstummel- und der Teufelsaffe und andere mit langer Behaarung gehören, aber ebenso auch der glatte Colobus, welchen unser vorstehender Holzschnitt darstellt. Er kennzeichnet sich durch einen verkrümmten Daumen an der Vorderhand und durch eine außerordentliche Behendigkeit im Klettern und Springen aus. Aufrechtstehend mißt er 80—90 Centimeter, und sein Verbreitungsbezirk erstreckt sich von der Ostküste bei Sansibar bis an die Goldküste in Westafrika; er lebt aber vorzugsweise in der Waldregion der Niederungen und geht nur ausnahmsweise bis zu einer Meereshöhe von tausend Metern hinauf. Man will behaupten, daß er nicht allein von Pflanzenstoffen lebe, sondern auch tierischer Nahrung, wie Käfern, Insekten, Vogeleiern und jungen Vögeln, durchaus nicht abgeneigt sei.

O. M.

Das Battisterio in Florenz. In einer gewissen Periode der mittelalterlichen Baukunst war es üblich, die großen Kirchen oder Metropolitankirchen und Dome so zu bauen, daß das eigentliche Gotteshaus für Predigt, Messe und Hochamt ein besonderes Gebäude bildete, dem man dann je als einzelne selbstständige Gebäude noch eine Taufkapelle (battisterio) und einen Glockenturm (campanile) zur Seite setzte. Dies finden wir bei einigen der schönsten und großartigsten Kirchenbauten und so namentlich in Florenz bei dem Dom (Santa Maria del Fiore) und in Pisa beim Dom, wo der sog. hängende Turm den Glockenturm der Kirche bildet. Das Battisterio oder die Taufkirche von Florenz, St. Johannes dem Täufer gewidmet, ist eine der ältesten Bauten der Stadt und auf dem Grund eines römischen (Mars-?) Tempels etwa im 6. Jahrhundert errichtet, aber später und besonders um 1293 mehrmals umgebaut und äußerlich mit Marmor bekleidet. Diese schöne achteckige Kirche von prächtigen Verhältnissen diente bis 1128 als Kathedrale, wurde dann Taufkirche und erhielt im 14. und 15. Jahrhundert die berühmten drei Thüren von getriebenem Erz, von denen die erste, südliche von Andrea Pisano im J. 1330 nach zweiundzwanzigjähriger Arbeit vollendet ward, die beiden andern von Lorenzo Ghiberti in den Jahren 1403—1442 verfertigt worden sind. Das Innere der Kirche enthält viele Gemälde und Skulpturen, namentlich aber schöne Mosaiken in der Kuppel und mancherlei Kostbarkeiten in der Sakristei. Es versäumt daher auch kein Baumeister und Altertumsforscher ihre Besichtigung. O. M.

Mutterglück. Unser Krauskopf hat sich tüchtig herumgetummelt. Unter den Augen der Mutter, die im Garten beschäftigt ist, pflanzte er Bäume und Sträucher, wie die großen Menschen thun, denn die Mutter hat ihm ein Plätzchen angewiesen, und da will er einen Garten anlegen. Haben seine Bäume auch keine Wurzel, das kümmert ihn wenig, er glaubt bestimmt, daß sie bald groß sein werden. Doch Greif, der Neufundländer, scheint zum Aerger des kleinen Buben kein Verständnis für Gartenbau zu haben; gerade wenn die Büsche so hübsch in die Erde gesteckt sind, springt er darüber hinweg und reißt alles um. Das eifrige Arbeiten hat den Kleinen endlich ermüdet; der Einfachheit wegen sollte der eben angelegte Garten auch sein Bett sein, aber die sorgsame Mutter breitet auf einer Bank Kissen aus und legt ihren Liebling darauf. Greif will seinem Kameraden auch jetzt Gesellschaft leisten, und legt sich dicht bei ihm neben die Bank. Beide vergessen die Welt um sich, ihren Schlaf umgaukeln gewiß angenehme Träume. Die Mutter kann sich nicht sofort von dem Anblick ihres Krauskopfs trennen. Mit strahlendem Gesicht neigt sie sich über ihn, und alle Liebe, alles Glück eines treuen Mutterherzens spiegelt sich in ihren Mienen. Es ist ein gar zu prächtiger Junge, ihr Junge. Wie er so gesund ist, wie rot seine Backen, wie krausgelockt sein Haar; und wie klug er schon ist und gescheid, man sollte es gar nicht glauben. Der wird sicher der Stolz der Mutter sein, wenn er erst groß ist, eine beständige Quelle von Glück für sie, und wird ihre Liebe und Sorgfalt reichlich mit Dankeszinsen lohnen. Das sind ihre Gedanken, wie sie auf ihren schlafenden Liebling niederschaut, das ganze Herz voll Glück und Liebe.

„Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein."

Allerlei.

Oekonomische Anzeige. Da ich mit meiner Familie häuf- und kostspielige Reisen von Gold- nach Silber-, von Silber- nach Schmiede-, von da nach Hirsch-, nach Löwen- und jährlich einmal nach Trachenberg mache, so suche ich zu unser aller Bedienung ein Subjekt, welches mir mehrere andere erspart. Selbiges müßte mich ra-, meine Frau fri-, meine Söhne zivili- und in müßigen Stunden amü- und sich überhaupt auf's Beste kondui**sieren**. Da ich mich den ganzen Nov- und Dezember, vielleicht auch noch den Jan- und Februar hier aufhalten werde, so kann man sich binnen dieser Zeit bei mir melden.

Fried- Hein- Diet- Kemmerich,
Stall-, Ritt-, Post- und Bürgermeister.

— Der erste Berliner Briefkasten ist im Jahre 1765 im Flur des Berliner Rathauses aufgestellt worden „zur Gemächlichkeit der Korrespondenten und Facilitierung deren Korrespondenz". E. K.

Ein neuer Text.

„Wo man Bier trinkt, kannst du fröhlich lachen,
Böse Menschen trinken schärf're Sachen."

Pflege der Rose im Zimmer. Oft hört man von den Blumenfreunden die Klage, daß ihnen die Pflege der Rose im Zimmer nicht gelingen will. Kaufen sie nun ein schönes blühendes Exemplar, so geschieht es nur zu häufig, daß die Blumen bald welken, die gesunden Knospen nicht zur Entwicklung kommen, ja daß die Pflanze selbst die grünen Blätter abwirft. In diesem Falle, der meist durch den plötzlichen Luftwechsel und veränderten Standort hervorgerufen wird, besonders wenn die Pflanzen sehr stark getrieben sind, bleibt nur übrig, die Zweige bis etwa aufs dritte Auge zurück zu schneiden und geduldig auf eine zweite Blüte zu warten, die bei Remontant- sowie bei den Monatsrosen bei richtiger Behandlung nicht ausbleiben wird. Viel dankbarer ist die Pflege eines noch gar nicht getriebenen Rosenstockes, den man um Weihnachten aus jeder guten Gärtnerei aus dem Kalthause beziehen kann. Setzt man einen Topf in ein warmes Zimmer an das Fenster, so werden sich bald Blätter und Knospen zeigen. Sobald die Triebe sich kräftig entwickeln, muß man die Erde nicht mehr stark abtrocknen lassen, sondern regelmäßig, aber nicht in die Untersätze, gießen. Ferner ist ein tägliches Bespritzen anzuraten, was man am besten am Morgen vornimmt, wenn sich die Temperatur des Zimmers abgekühlt hat. Auf diese Weise beugt man auch am besten der Zerstörung durch Ungeziefer vor; sollten sich trotzdem Blattläuse zeigen, so streife man dieselben leicht mit einer Feder ab, damit die zarten Blätter und Knospen nicht verletzt werden. Von Zeit zu Zeit kann man während des Wachstums auch mit Hornspänwasser gießen. Auf diese Weise behandelt, werden die Rosenstöcke je nach ihrer Art vom Februar bis April ihre Blumen entfalten und man hat nicht zu besorgen, daß sie ihre Knospen abwerfen. Nach dem Verblühen bringe man sie in ein nicht geheiztes Zimmer oder bei gelindem Wetter sofort an das offene Fenster, schütze sie natürlich vor Frost. Bei remontierenden Rosen schneidet man die Triebe bis zum zweiten oder dritten kräftigen Auge zurück und bringt den Topf erst wieder in das Wohnzimmer, wenn er von neuem zu blühen beginnt. Ueberhaupt ist eine Hauptbedingung zur gesunden Entwickelung der Rose, daß man sie möglichst wenig in der trockenen warmen Zimmerluft hält, weil sie sonst nicht imstande ist, gesundes reifes Holz zu bilden. Wer über einen Garten verfügt, stelle den Rosenstock nach der zweiten Blüte an einen recht sonnigen Platz; dort senke man den Topf bis an den Rand in die Erde, doch derartig, daß er hohl steht, damit die Würmer nicht einzudringen vermögen. Nachdem man im Spätherbste den Topf herausgenommen hat, überwintert man ihn im Keller; um Neujahr bringt man ihn wieder in's warme Zimmer und verschneidet den Rosenstock bis auf die letzten angeschwollenen Augen. Das Verpflanzen geschieht durchschnittlich einmal im Jahre, am besten nach der zweiten Blüte oder im Winter vor dem Treiben; gute Mistbeeterde, zur Hälfte mit Heideerde und mit etwas Flußsand vermischt, ist für die meisten Rosen am geeignetsten. (Flora.)

Humoristisches.



Mann: „Sag' mir nur, liebs Weiberl, was wir unserer Katherl zum Geburtstag bescher'n soll'n.
Weib: „Weißt was, lieb's Mannerl, wir lass'n ihr heimlich 's Klavierspiel'n lernen!"

Auflösung.

Al-	les,	was	un-	sern
Geist	be-	freit,	oh-	ne
uns	die	Herr-	schaft	ü-
ber	uns	selbst	zu	ge-
ben	ist	ver-	derb-	lich.

Charade. (3silbig.)

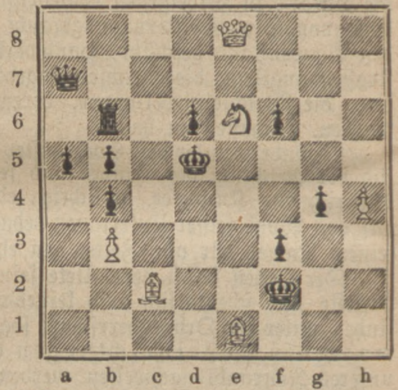
Will Einer beißen auf mich ein,
Muß er sich guter Zähn' erfreu'n;
Ich aber, ich habe keinen Zahn —
Und beiß' ihn doch wieder, der mir's gethan.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 38.

Von Discart.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 4 Zügen.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Montag, Montage (franz.)

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.